

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 15 (2008)
Heft: 173

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHNAPPSCHUSS VON GLÜCKLICHEM LEBEN

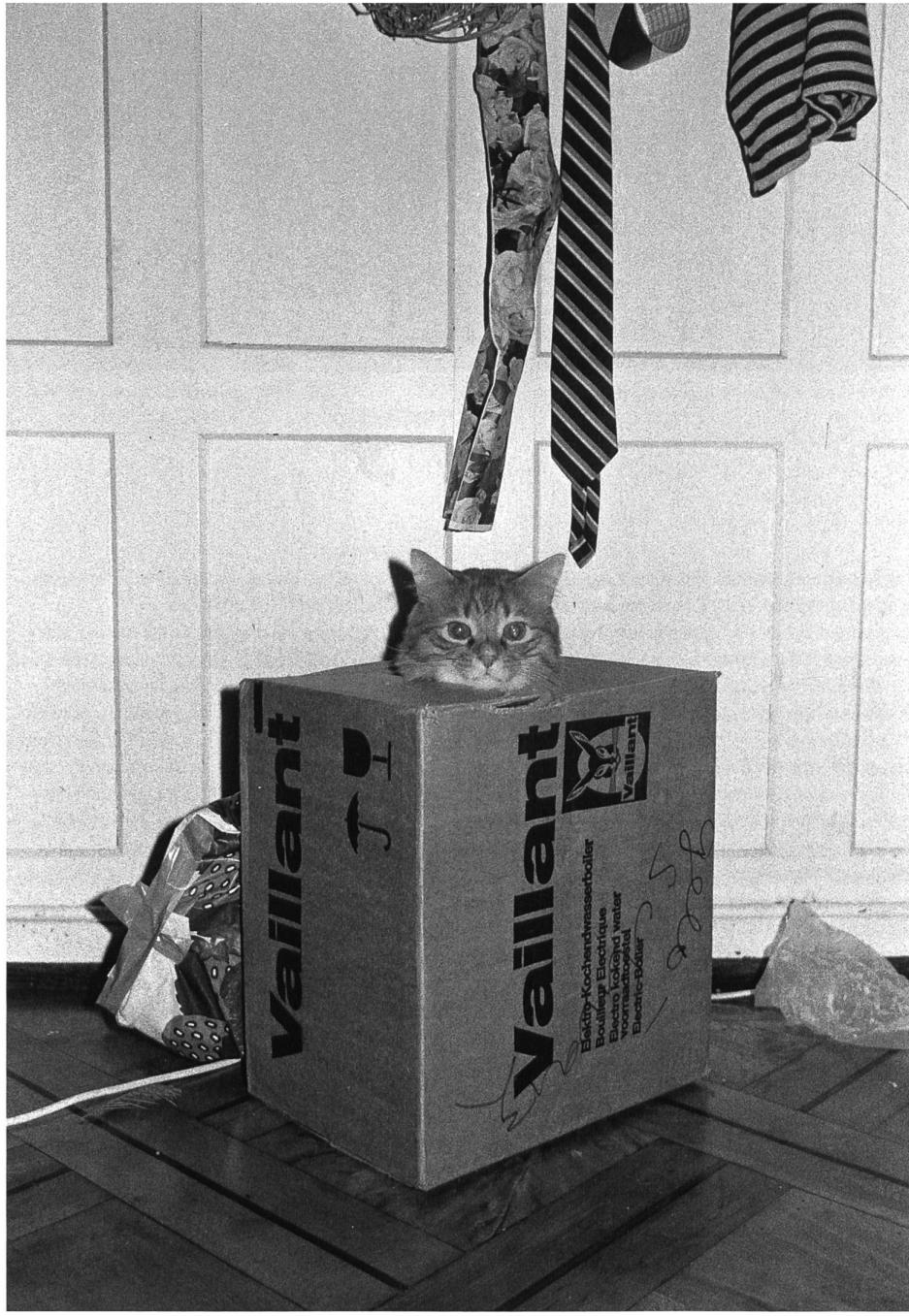


Bild: Walter Pfeiffer, Ohne Titel, 2001

Walter Pfeiffer fotografiert auch immer wieder seine eigene Katze.

Das Fotomuseum Winterthur widmet dem Zürcher Walter Pfeiffer eine Retrospektive. Seine Karriere ist so schillernd wie sein Werk.

von Georg Gatsas.

Walter Pfeiffer, 1946 in Beggingen geboren, gilt zusammen mit Nan Goldin und Nobuyoshi Araki als Vorreiter der Schnappschuss-Fotografie. Alle drei setzten sich seit den siebziger Jahren immer wieder mit den Themen Intimität und Geschlechter, Leben und Tod, Sex, Begierde und Abhängigkeit auseinander. Zeitgleich haben sie mit ihrer radikalen, subjektiven Darstellung des Lebens die Fotografie neu bestimmt. Inhaltlich wie auch ästhetisch hat sich Pfeiffer mit einer heiteren Offenheit und Unaufgeregtheit vor allem der homosexuellen Erotik und der weiblichen Lobpreisung, der Schönheit, dem Glamour, dem Spiel der Identität angenommen. Er ist noch immer auf der obsessiven Jagd nach «schönen Menschen» und deren Darstellung. Deshalb wählt er fast nur Impromptu-Stars aus, «unverbrauchte Typen», schöne Unbekannte von der Strasse. Pfeiffers Bilder sind utopische Inszenierungen eines freieren, glücklicheren Lebens.

Close-Ups von männlichen Körperteilen, Porträts von halbnackten Jünglingen, Moment-Aufnahmen längst vergangener Party-Nächte, sorgfältig arrangierte Still-Leben von Parfum-Flaschen, Blumen-Bouquets, Kaffee-Sets, gestreiften Tischtümern, Vorhängen, Papierrollen, intim inszenierte Aufnahmen von Teenager-Pärchen, beschwörerisch festgehaltene Schweizer Landschaften, das Spiel der eigenen Katze und Boys in Lederjäcken sind die immer wiederkehrenden Sujets in Pfeiffers Werk der vergangenen vier Jahrzehnte.

Anzüglicher Ken

Pfeiffers Karriere ist so schillernd wie sein Werk. Nach einer wenig befriedigenden Dekorationslehre in Zürich bewirbt er sich für die erste Klasse der eben gegründeten alternativen F+F-Schule, malt und zeichnet, ist bald ein international gefragter Grafiker und prämiert Plakatkünstler. In den Siebzigern besetzt er eine zum Abbruch freigegebene Jugendstil-Villa und betreibt eine Schweizer Version von Warhols Factory, wo die jungen Zürcher allnächtlich feiern und dabei von Pfeiffer fotografiert werden. «Transformer – Aspekte der Travestie», die von Jean-Christophe Ammann kuratierte Gruppen-Ausstellung im Kunstmuseum Luzern, katapultierte ihn ins Zentrum der Szene. Sie thematisierte die damals begonnene Debatte von Gender-Bender und Zwischenbereiche der Weiblichkeit und Männlichkeit. Nach einem einjährigen Aufenthalt in New

SCHAUFENSTER

York publiziert er sein erstes Buch namens «Walter Pfeiffer 1970-1980» in Eigenregie. Es fand wenig Anklang, ist heute aber ein begehrtes Sammlerstück. Vielleicht war Walter Pfeiffer damals seiner Zeit voraus, der Inhalt war nicht jedermanns Sache: Das Cover ziert eine Ken-Puppe, die Plastikhand im Schritt. Die Foto-Serie zeigt Dragqueens beim Vorspiel, erigierte Penisse, knapp volljährige, halbnackte Burschen auf Betten beim Messer-Spiel, durchsetzt mit Filmstills und Landschaftsaufnahmen. Der Kunstverlag JRP-Ringier liess das Buch vor vier Jahren neu auflegen; nun erfreut sich eine grössere Käuferschaft der sorgfältig selektionierten Bild-Reihe. Sein Bestreben, Alltag und Kunst zu verschmelzen, ein totales Kunstwerk zu erschaffen, führte 1982 zur im Kunsthause Zürich aufgeföhrten Performance «Walter-Spiel», die begeistert aufgenommen wurde.

Sichtbar unverkrampft

In den folgenden Jahren arbeitete Walter Pfeiffer intensiv weiter, wobei er sich aber auch immer wieder aus Selbstschutz zurückzog, sobald er zu viele Ausstellungs- und Publikationsangebote erhielt. Ein Grund dafür, warum er im Schatten von Goldin und Araki blieb. Das ändert sich im Moment aber drastisch. Seine Filme werden als DVD herausgegeben, in den letzten 18 Monaten publizierte er drei grosse Bildbände, Ausstellungen wie diejenige im New Yorker Swiss Institute liefen parallel. Das Londoner Magazin «i-D» publizierte grosse Fotostrecken und Interviews von ihm, renommierte Künstler wie Wolfgang Tillmans oder Shooting-Star Ryan McGinley zählen ihn zu ihren grossen Vorbildern. Auch die Modewelt hat ihn entdeckt: Tom Ford liess sich für das Vanity Fair auf eigenen Wunsch nur von ihm ablichten, das Schweizer Model-Label Akris und die «Italian Vogue» reissen sich um ihn. Walter Pfeiffer freut sich, doch er vergisst etwas Wichtiges nicht: Die Freude an der Arbeit, die man an der Unverkrampftheit der fotografierten Models sehen kann. Knapp vier Jahrzehnte dieses Schaffens sind nun in der Retrospektive und dem dazugehörigen Bildband zu sehen.

Fotomuseum Winterthur. 29. November bis 15. Februar.

Öffnungszeiten: Di bis So 11-18 Uhr, Mi 11-20 Uhr.

Mehr Infos: www.fotomuseum.ch

FAMILIE SCHWEIZER.

Auf die Appenzeller Sennechölib folgt in der Appenzeller Kultur-Botschaft an der Bahnhofstrasse Zürich eine gemeinsame Ausstellung von **Hans Schweizer, Harlis Hadidj Schweizer und Birgit Widmer**. Der Finanzkrise zum Trotz: an der Zürcher Bahnhofstrasse herrscht dieser Tage bunt zusammen gewürfelte Appenzeller Luft. Peter Killer, der für das Haus Appenzell bereits 2006 die Ausstellung über Karl Walter Liner kuratierte, stellt sich der Aufgabe, eine ungewöhnliche zeitgenössische Künstlerfamilie zu präsentieren. Ausgangspunkt der Ausstellung ist ein altes Appenzellerhaus im Weiler Strahlholz bei Gais, in welchem die drei Ostschweizer Künstler ihre Ateliers haben. Abgesehen von den familiären Banden sucht man vergebens nach einem gemeinsamen künstlerischen Nenner: es gibt keine Ecole de Strahlholz, sondern drei durch Respekt und Freundschaft verbundene Künstlerpositionen. Hans Schweizer ist zweifellos einer der bekanntesten zeitgenössischen Ausserrhoder Künstler. Seine Retrospektive im Kunstmuseum Olten sowie die Ausstellung «Trotzwurzeln lesen Kartenuft» im Kunstmuseum St.Gallen zeugen davon, dass er in den siebziger Jahren zusammen mit Roman Signer, Bernhard Tagwerker und anderen zu den Treibkräften einer zeitgenössischen Ostschweizer Kunstszene gehörte. Seit 2002 sind seine Ölbilder monochrom und narrativer geworden, stille Zeugen des Unabdingbaren.

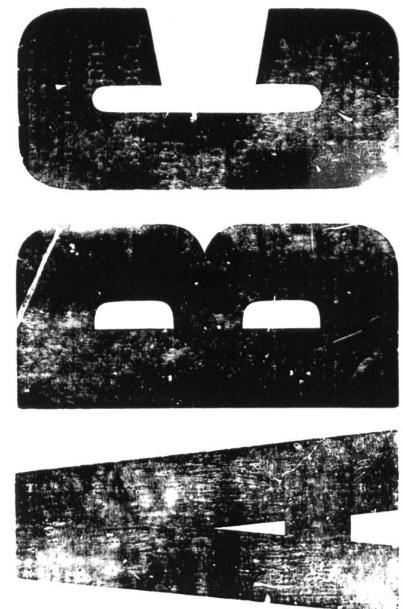
Seine Tochter Harlis Hadidj Schweizer erzeugt mit Farbgefühl und hoher Abstrahierungskunst poetische Acrylbilder, die – wie die kleinen Bildfabeln von Francis Alÿs – Ausdruck eines sehr zeitgenössischen Zeitverständnisses sind.

Birgit Widmer, Lebensgefährtin und Mutter des fünften Kindes von Hans Schweizer, zeichnet sich durch ihre subtilen Zeichnungen und Skulpturen aus. Ihr schlüssiger Ansatz erzeugt einen Dialog, der auf jegliche Literarisierung verzichtet und mit einem Augenzwinkern ad absurdum führt. Dem Haus Appenzell gelingt es, zeitgenössische Appenzeller Kunst, die sich nicht auf den Ort und die Herkunft reduzieren lässt, stimig und trifig zu präsentieren. **Judith Wahl**

Haus Appenzell Zürich. Bis 31. Januar.

Öffnungszeiten: Di 14-17 Uhr, Sa 11-17 Uhr.

Mehr Infos: www.hausappenzell.ch



DRUCKERFAMILIE.

St.Gallen mag die Buchstadt der Ostschweiz sein, aber die Freunde des Buch- und Handdrucks fahren seit 18 Jahren jedes zweite Jahr stadtauswärts oder eben an St.Gallen vorbei. Auch dieses Jahr findet Anfang November in Frauenfeld wieder die **Buch- und Handpressenmesse** statt. Veranstaltet vom Frauenfelder Setzer und Autoren Beat Brechbühl und seinem Atelier Bodoni. «Wir Handmacher drucken die Farbe ins Papier, ins Gedächtnis. Ihr schmiert die Farben nur drauf, zum Wegwischen, zum Vergessen», schrieb Brechbühl in der Aprilausgabe von Saiten. Den kampfeslustigen Satz richtete er früher an die Adresse der Offsetdrucker. Heute hat sich der Handdruck seine Nische bewahrt und erlebte in den letzten Jahren in der Grafiker- und Musikszenen einen zweiten Frühling. Schaut man sich die Plakate in den Gassen an (auch dafür ist St.Gallen nicht das beste Pflaster mit seinem Plakatierungsverbot) wackelt und vibriert die Typographie überall ganz fein, wieso charakteristisch für den Handdruck ist. Konzertlokale, die etwas auf sich halten und auch das Geld haben, lassen von Hand drucken. 46 Ausstellerinnen und Aussteller sind dieses Jahr in Frauenfeld mit ihrem Produkten und Maschinen dabei: Bleisatz, Handpressendruck, Papierschöpfen, Stein- und Kupfertiefdruck, Bücher, Handpressendrucke, Einblattdrucke, Bucheinbände und vieles mehr. (js)

Eisenwerk Frauenfeld. Freitag 7. November, Samstag 8. November, jeweils 11-18.30 Uhr, Sonntag 9. November, 11-16 Uhr. Mehr Infos: www.waldgut.ch

KARRIERE NACH UNTEN

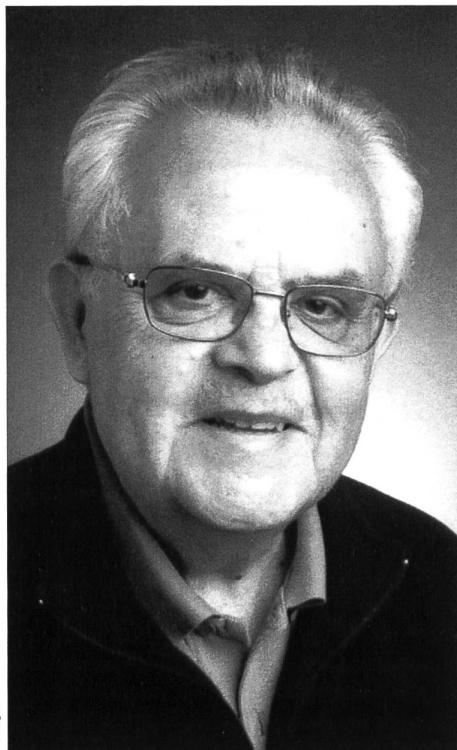


Bild: pd

Der St.Galler Journalist Otmar Hersche war unter anderem Direktor von Radio und Fernsehen DRS. In seinem Buch «Erinnerungen an den Journalismus» beleuchtet er ein Stück Schweizer Mediengeschichte.

von Richard Butz

Geboren wurde Otmar Hersche 1934 in St.Gallen-St.Fiden. Die Familie gutbürgerlich-katholisch, ein vielseitiges Phil.-I-Studium in Fribourg, Köln, Bonn, der Einstieg in den Journalismus über die katholische «Ostschweiz», gefördert vom legendären liberalen Lokal- und Feuilletonredaktor Hermann Bauer, dies einige frühe Eckdaten. Als weitere Stationen folgten: Redaktor beim «Aargauer Volksblatt», Programmgestalter «Wort» im Radiostudio Bern, drei Jahre Chefredaktor des CVP-Zentralorgans «Vaterland» in Luzern, anschliessend Programmdirektor von Radio DRS und bis 1984 Direktor von Radio und Fernsehen DRS. Dann stand die Wahl zum Generaldirektor an. Hersche bewarb sich, wurde aber von Gegnern seiner Nomination

zugunsten von Leo Schürmann ausgespielt. Er entschloss sich zum «Aufstieg nach unten», wie er es selber formuliert, und übernahm die Chefredaktion der «Tagesschau». Schliesslich – in den letzten Jahren seines Berufslebens – produzierte er viel beachtete Hintergrundsendungen für Radio DRS. Damit schloss sich ein Kreis, ohne Happy End im Sinne einer landläufig verstandenen Krönung, für ihn aber «der beste Abschluss meiner Berufsgeschichte».

Vom Verschwinden der Ernsthaftigkeit

Hersches Rückblick enthält persönliche Kommentare und auch einige Abrechnungen. Vor allem aber ist er eine persönlich miterlebte Geschichte der Medien-Veränderungen. Dazu gehören etwa das Verschwinden der Parteizeitungen zugunsten von sogenannten Forumszeitungen oder die Abschaffung der gesprochenen «Tagesschau», ersetzt durch eine moderierte Form. Aber auch bei den Radioprogrammen gab es Veränderungen – weg vom Bildungsradio, von Hörspielen, grossen Dokumentationen und Reportagen hin zu zunehmender musikalisch unterlegter Verblödung mit Ausnahmen wie DRS 2 und «Echo der Zeit». Geschönt werden die Programminhalte jetzt als Aktualitäten-, Service- und Ratgeberradio bezeichnet. Festzustellen ist

WIE EIN FAUSTSCHLAG

Andreas Niedermann ist bekannt für seine deftige, direkte Sprache. Sein neues Buch heisst «Love is Hell ... und wir auch».

von Noëmi Landolt

«Love, he said, gas ...». Der Anfang von Bukowskis Gedicht steht als Zitat am Anfang von Andreas Niedermanns neuem Roman «Love is Hell ... und wir auch». Zwei mal Love. Und es ist die Liebe in der einen oder anderen Form, die die sieben Protagonisten des Romans umtreibt, gepaart mit Wut, Trauer, Ernüchterung und Schmerz. Jedem von ihnen ist ein Kapitel gewidmet, das auch als eigenständige Kurzgeschichte stehen könnte. Es ist denn auch ein «Roman in sieben Stories».

Da ist der taurige Polizist, der sich «die Seuche» eingefangen hat, auch genannt «die Tränen Jesu», die ihn immerzu heulen lässt, während er den Wiener Gürtel nach der hässlichsten Hure der

Welt absucht, die er nur einmal gesehen hat. Da ist der gefallene Popstar Yello, die heimliche Hauptfigur des Romans, der nicht nur entfernt an Falco erinnert, auch wenn auf dem Einband des Buchs steht: «... er ist es nicht. Aber so hätten wir ihn uns gewünscht.» Eine Alkoholkranke, ein spätentwickelter dicker Teenager, ein schwuler Regieassistent, stolpern orientierungslos durch Wien. Und da ist der zu erfolgreiche Drehbuchautor, dessen neuster Film sämtliche Hundehalter der Nation gegen sich aufhetzt, bis er schliesslich in einen Wohnwagen am Strand flieht. Dort trifft er eine junge Killerin mit stinkenden Stiefeln. Ihr ist das letzte Kapitel gewidmet. Alle sieben Protagonisten stehen in irgendeiner Verbindung mit einem Mädchen, das tot aufgefunden wird, aufgeknüpft an einem Basketballkorb auf dem Sportplatz. Die Begegnungen mit dem Mädchen sind jedoch nur sehr flüchtig. Sie selbst kommt nie zu Wort.

Unerträglicher Kleinstadtamok

Andreas Niedermanns Sprache ist deftig wie ein blutiges Steak. Knallhart und direkt, wie ein Faust-



Bild: pd

LITERATOUR

mit Alice Schönenberger

zudem das Verschwinden von ernsthaften Sendungen aus den Fernsehprogrammen, eine Ausnahme sind die «Sternstunden» am Sonntagmorgen. Miterlebt hat Hersche zudem das Entstehen von Radiostationen mit Niveau Null, auch Lokalradio genannt. Otmar Hersche hat einige dieser Entwicklungen einleitend mitverantwortet, wollte aber sicher nie derart weit gehen. Sein Radio-Fazit: «Was einst Radiokultur ausgemacht hatte, geriet in den Hintergrund.» Sein Fernseh-Fazit: «Der mediale Warencharakter kam immer deutlicher zum Ausdruck. Gebracht wurde und wird, was sich gut verkauft, und was sich gut verkauft, wird gebracht und weitervermarktet.»

Der liberale Geist Hersches wird deutlich, wenn er – spannend zu lesen – über seine Begegnungen und Kräfte mit Niklaus Meienberg berichtet oder über seine Gespräche mit Otto F. Walter, Arnold Künzli, Jean Ziegler und dem legendären antifaschistischen Publizisten Peter Surava, der vom Bürgertum stillgelegt wurde und erst sehr spät wieder Anerkennung fand. Hersches Buch beleuchtet ein wichtiges Stück schweizerischer Mediengeschichte, gemäss dieser Lektüre kein besonders erfreuliches.

Otmar Hersche: Erinnerungen an den Journalismus.

Rotpunktverlag, Zürich 2008.

schlag ins Gesicht, und dennoch poetisch. Zornig und zärtlich zugleich. Der Autor ist 1956 in Basel geboren. Nach einer Laborantenlehre reiste er lange Zeit durch Europa. Er arbeitete unter anderem als Journalist, Steinbrecher, Alphirte, Kranführer und Kinobetreiber und wohnte auch ein paar Jahre in St.Gallen. Schnell wurde es ihm in der sprichwörtlichen «Arschfalte» zu eng und der übliche «Kleinstadtmok» unerträglich, wie er im Interview mit Saiten im November vor einem Jahr erzählte. Andreas Niedermann zog mit seiner Familie nach Wien, wo er zeitweise als Fitnesstrainer und Verlagsleiter arbeitet. Dieser Tage wird Niedermann wohl wieder etwas öfter in der Ostschweiz anzutreffen sein. Seit Oktober bewohnt er für ein Jahr das Atelierhaus Birli der «René und Renia Schlesinger Stiftung» im ausserrhodischen Wald.

Andreas Niedermann: Love is Hell ... und wir auch.

Songdog Verlag, Wien 2008.

Andreas Niedermann liest am 6. November um 20 Uhr in der Comedia aus «Love is Hell...und wir auch».



EINSAM UND GEPLAGT.

Andreas Webers Geschichten sind düster, morbid, sentimental und lassen nichts übrig. In fünf «Sentimental Stories» schreibt er über das Schicksal von Schriftstellern, die mit den berufstypischen Problemen konfrontiert werden. Sie leiden unter Vorurteilen und mangelndem Erfolg, haben Angst vor dem unbeschriebenen Papier und ver einsamen, da sie ihr Privatleben nicht auf die Reihe kriegen. Erzählt Weber in der einen Geschichte, wie es eben nicht geht mit dem Schreiben, bietet er in der folgenden eine Romananleitung, die uns schmunzeln lässt. Eins haben aber alle fünf Geschichten gemein:

Die Diskrepanz zwischen der Kunst und dem alltäglichen Leben. Das Ganze wird geschmückt mit unterschwelligem Humor, Selbstironie und einer Menge Gefühl. **Andreas Weber: So nicht! Sentimental Stories.** Picus Verlag, Wien 2007.

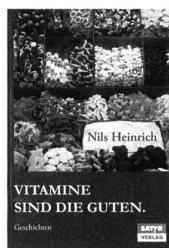


GROSS UND STARK.

«Am Anfang war das Wort, dann kam die Bibliothek und erst an dritter und letzter Stelle stehen wir, wir Menschen und die Dinge.» Diesen Satz muss sich der Neffe des Stiftsbibliothekars aufmerksam einprägen. Denn über den Sommer wird er zu seinem Onkel nach St.Gallen geschickt und genau nach diesem Motto soll er für die kommenden Wochen leben. In der Stiftsbibliothek übernimmt er die wichtigste Aufgabe überhaupt – zumindest macht ihm der Onkel den Posten so schmackhaft: Er ist explizit dafür verantwortlich, dass dem alten Parkett nichts zustösst, und muss allen Besuchern Filzpantoffeln überstülpen. Das eröffnet ihm Zugang zu grossen Büchern, der düsteren

Geschichte seiner Familie und den Geheimnissen, die sich unter Damenröcken verbergen. Und da ist auch noch das Fräulein Stark, die Haushälterin des Onkels, eine strenge Appenzellerin, die den Jungen bei seiner Selbstfindung unterstützt, züchtigt und versucht auf den richtigen Pfad zu lenken. Die Stiftsbibliothek ganz aus der Sicht eines Zwölfjährigen.

Thomas Hürlimann: Fräulein Stark. Ammann Verlag, Zürich 2001.



NIEDLICH UND BÖSE.

Die Kurzgeschichten des bekannten Slam-Poeten Nils Heinrich sind niedlich, böse und sarkastisch zugleich. So erzählt er etwa, wie man richtig Wodka trinkt und dass Salzgurken dabei nicht fehlen dürfen, warum er es als Kind hasste, bei seinen Grosseltern vorbeischauen zu müssen, und was eigentlich am 1. Mai in Berlin Kreuzberg so abgeht. Gleichzeitig rechnet er mit Internetcafés, Vegetariern und Joggern ab, auf eine Art und Weise, dass sich jeder darin wiedererkennt.

Nils Heinrich: Vitamine sind die Guten. Satyr Verlag, Berlin 2007.



KLEIN UND VERZAUBERT.

Kurz vor seinem Tod schenkt Opa Slavko seinem Enkel Aleksandar einen Zauberhut und einen Stab, mit dem man sich die Welt schön wünschen kann, wenn etwas nicht in Ordnung ist. Der Hut kommt wie gerufen, denn bald bricht in Bosnien der Krieg aus und die Familie muss nach Deutschland fliehen. In dem ganzen Tumult bleibt der Zauberhut manchmal die einzige Hoffnung für den kleinen Aleksandar. In dieser seltsamen neuen Umgebung namens Deutschland zaubert er sich in eine Fantasiewelt und erzählt Geschichten von seiner Heimat, erfindet sie sozusagen neu, um das wieder gutzumachen, was er nicht mehr retten konnte. Denn Geschichten erzählen kann er, und wie! Ein zuckersüßes, autobiographisches Werk, das auch den Leser wegzaubert.

Saša Stanišić: Wie der Soldat das Grammofon repariert. Btb Verlag, München 2008.



«ICH KÜSSE IHRE HAND, MADAME ...»

Stummfilm ist mehr als rollende Augen und ratternde Projektoren. Dies beweist das Kinok Mitte November in der Lokremise St.Gallen mit einer Auswahl von vier Genreklassikern aus der Zeit der grossen Stummfilmdiven. von Marina Schütz

Das Kinok veranstaltet vom 14. bis 16. November in der Lokremise ein Stummfilmfestival mit Live-Musik. Es ist vier grossen Darstellerinnen des Stummfilms gewidmet: Asta Nielsen, Ossi Oswalda, Catherine Hessling, sowie der jungen Marlene Dietrich. Asta Nielsen (1882-1972) ist zu sehen in «Die Börsenkönigin», ein Drama in vier Akten von Edmund Edel, in der Lokremise begleitet von der Pianistin Ruth Bieri. Sie spielt die Besitzerin des Kupferbergwerks «Glückauf». Gewichtig sitzt sie hinter dem Schreibtisch, hantiert souverän mit Telefon und Vertragspapieren, liest Börsennachrichten und trifft Entscheidungen. Sie ist die einzige Frau in einer Männerwelt – denkt, handelt und bewegt sich wie ein Mann. Als sie sich in den Bergwerksdirektor verliebt, ändert sich ihre Erscheinung und ihr Verhalten. Aber ihre Liebe wird nicht erwidert, am Schluss sitzt sie wieder am Schreibtisch, majestätisch und einsam. Asta Nielsen war einer der ersten internationalen Stummfilmstars. Zusammen mit

ihrem Ehemann, dem Regisseur Urban Gad, drehte sie in wenigen Jahren 33 Filme. Die Däfin versetzte Kritik und Publikum in Begeisterung. Im Unterschied zu anderen filmenden Schauspielerinnen hatte sie ein sicheres Gespür für mimische Zurückhaltung, so wirkt ihr Spiel heute noch modern. Sie überschritt bewusst die Grenzen filmischer Weiblichkeitssbilder und war in Hosenrollen zu sehen.

Austernprinzessin

Ganz anders Ossi Oswalda (1898-1947), für die zeitgenössische Filmkritik «im stummen Film die Lauteste». Als Oswalda Stäglich in Berlin geboren, begann sie als Chortänzerin beim Theater, wo sie von Hanns Kräly, Drehbuchautor und Freund von Ernst Lubitsch, entdeckt wurde. Lubitsch machte aus ihr Ossi Oswalda, «das freche, burschikose und etwas zappelige Geschöpf seiner frühen Komödien – meist mehr Backfisch, doch auch ein bisschen Vamp». Ihre quirlige und temperament-

volle Art machte sie zu einem der populärsten Stars des deutschen Kinos der 1910er und -20er Jahre. Nach ihrer Zusammenarbeit mit Lubitsch gründete sie ihre eigene Produktionsfirma, die nach wenigen Jahren Konkurs ging. Keiner ihrer späteren Filme war erfolgreich und – obwohl sie eine schöne Stimme hatte – gelang ihr der Sprung zum Tonfilm nicht. Sie starb 1947 in Prag, völlig verarmt. In «Die Austernprinzessin» spielt sie Ossi, die heiratswillige Tochter des Austernkönigs von Amerika auf der Suche nach ihrem Prinzen. Dieser heißt Nucki und ist verarmt, schickt aber trotz des finanziellen Anreizes seinen Diener vor. Schnell wird die Hochzeit arrangiert mit vielen Gästen und einem Heer von Bediensteten. Im «Club der Milliardärstöchter zur Rettung Alkoholkranker» trifft dann doch noch das richtige Paar aufeinander. «Die Austernprinzessin» wird auch als Lubitschs «Dada-Film» bezeichnet. Jede Szene dieser anarchischen Komödie ist ein Feuerwerk an geistreichem Humor. Musikalisch begleitet wird der Film von Brigitte Meyer (Cello) und Ferdinand Rauber (Schlagzeug).

Charlot im Unterrock

Auch die französische Schauspielerin Catherine Hessling (1900-79), mit bürgerlichem Namen Andrée Heuschling, ist heute vergessen. Sie war

Catherine Hessling in «La petite marchande d'allumettes» bevor sie gen Himmel reitet. Bild: pd



Modell des Malers Auguste Renoir und die Muse seines Sohnes Jean. Von 1924–1928 spielte sie in den meisten seiner Filme die Hauptrolle. Beide verehrten den amerikanischen Film. Wegen des offensichtlichen Einflusses ihres Vorbilds Charlie Chaplin reduzierte sie die Kritik auf «un Charlot en jupons», was für ihr differenziertes und sensibles Spiel nicht zutrifft – sie war nicht nur Komödiantin. Nach der Trennung von Jean Renoir 1931 bekam sie nur noch Nebenrollen, mit ihrer zweiten Heirat beendete sie ihre künstlerische Karriere.

«La petite marchande d'allumettes – Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern», untermalt vom Jazzpianisten Hubert Hungerbühler, ist eine filmische Adaption des bekannten Märchens von Hans Christian Andersen. An einem kalten Silvesterabend versucht ein junges Mädchen vergeblich, den vorübergehenden Passanten Schwefelhölzer zu verkaufen. Sie schlängt im Schnee ein und träumt von einem wundersamen Spielzeugladen mit lebendigen Spielzeugfiguren. Sie flieht mit einem Zinnsoldaten auf seinem Pferd bis zu den Wolken, auf der Flucht vor einem schwarzen Husaren – dem Tod. Renoir entwickelte eine frühe Form des Flutscheinwerfers und ein Spiegelverfahren, das ihm erlaubte, die Schauspieler in das Miniaturmodell des Filmdecks hineinzuprojizieren. Der fulminante Ritt durch die Wolken besteht aus komplizierten Montagesequenzen, teilweise mit Handkamera gefilmt und doppelt belichtet. Um einen möglichst ebenmässigen, wolzig-weissen Hintergrund zu bekommen, wurde in den Sanddünen von Fontainebleau gedreht.

Blauer Engel

«Ich küsse Ihre Hand, Madame» von Robert Land zeigt die junge Marlene Dietrich kurz vor ihrem Durchbruch mit «Der blaue Engel». Sie hatte bereits ihre ersten Erfolge und wurde durchaus beachtet. Der Titel des Films spekuliert mit dem Erfolg eines Chansons im Tangostil desselben Titels. Martin Amstutz wird den Film auf dem Bandoneon begleiten. Der Film – eine «Stummfilmoperette» – war ein Vehikel für Harry Liedtke, dem damaligen Herzensbrecher des deutschen Kinos. Er spielt Jacques, einen verarmten Grafen, der als Kellner in einem vornehmen Pariser Lokal arbeitet. Der schöne Laurence (Marlene Dietrich) stellt er sich als Graf vor und verschweigt seinen Beruf. Die Irrungen und Wirrungen nehmen ihren Lauf.

Bei aller Verschiedenheit der Persönlichkeiten haben diese vier Darstellerinnen eine Gemeinsamkeit. Alle starteten mit einem Modell, das sich durch die ganze Filmgeschichte zieht: der Regisseur und «sein» Star. Für Ossi Oswalda und Catherine Hessling war der Beginn zugleich der Höhepunkt ihrer Filmkarriere.

Lokremise St.Gallen. 14. bis 16. November. Genaues Programm siehe Veranstaltungskalender. Mehr Infos: www.kinok.ch

DIE HEIMATVERLEIDER.

Wenn Schweizer von ihren «grünen Ferien» erzählen, wird es in der Regel langweilig. Ich will es deshalb auch nicht forcieren. Meinen letzten obligatorischen Fetschuss habe ich vor sechs Jahren im Unterstand der Sportschützen Tägerwilen abgegeben. Danach spielte ich noch vier Monate Online-Ligretto im Schweizer Marionettenmuseum. Wenig später wurde ich aus dem Staatsdienst entlassen. Noch vor ein paar Jahrzehnten wäre eine solche Larifari-Karriere undenkbar gewesen. Die «geistige Landesverteidigung» – eine Art ideelle Charta zum Schutz der eidgenössischen Grundwerte – hielt den Schweizer Wehrwillen zusammen. Eine wesentliche Rolle spielte dabei der Film. Dienstleistende Regisseure wie Kurt Früh drehten im Auftrag des Armeefilmdienstes zahlreiche Heimatfilmchen mit militärischem Überbau. So zum Beispiel «Die fremde Hand» von Viktor Meier-Cibello (1957), wo der Gefreite Gerber einen grässlichen Alpträum erlebt. Sein Land hat sich über Nacht in eine kommunistische Diktatur verwandelt. Da tritt selbst Gerber, der eigentlich den Armeekoller hat, aus Pflichtbewusstsein der Offiziersgesellschaft bei. Oder «Operation Schweiz» von Niklaus Gessner (1960): Auch hier sehen wir unsere wackeren Wehrmänner, die auf Grund ihrer hohen Kampfmoral nach dem Zweiten Weltkrieg auch im Kalten Krieg bestehen.

Insgesamt fünf solcher Armeefilme gibt es dieses Jahr im Spezialprogramm «Heimat Verleider» an den Winterthurer Kurzfilmtagen zu sehen – und als Kontrast (bzw. «Kneipp»-Effekt) dazu sieben

alpenländische Anti-Heimatfilme obendrauf. «Was in den Armeefilmen «Heimat» war, wird ab den 1970er Jahren zu einem Ort der Krise», sagt Julia Zutavern, die den zweiten, «bösen» Teil der Reihe kuratiert hat. Im Zentrum stehen nicht mehr Heimatidylle und Glorifizierung der nationalen Identität, sondern die Abrechnung damit. So sehen wir, wie ein Blüttler durch die schneebedeckten Alpen rennt und sich vor Eiger, Mönch und Melkerin entblösst («The Flasher from Grindelwald»). Wir wandern mit Peter Liechti über «Sauhänge» und bleiben genau dann im Gondeli stecken, wenn am Rütikopf «kindskopfgrosse Hagelkörner» herunterdonnern («Ausflug ins Gebirg»). Oder wir holpern mit dem Bauernpaar Freudenthaler zu einem verzerrten Walzer-Loop durch einen verlassenen Kuhstall («Land_sterben I»).

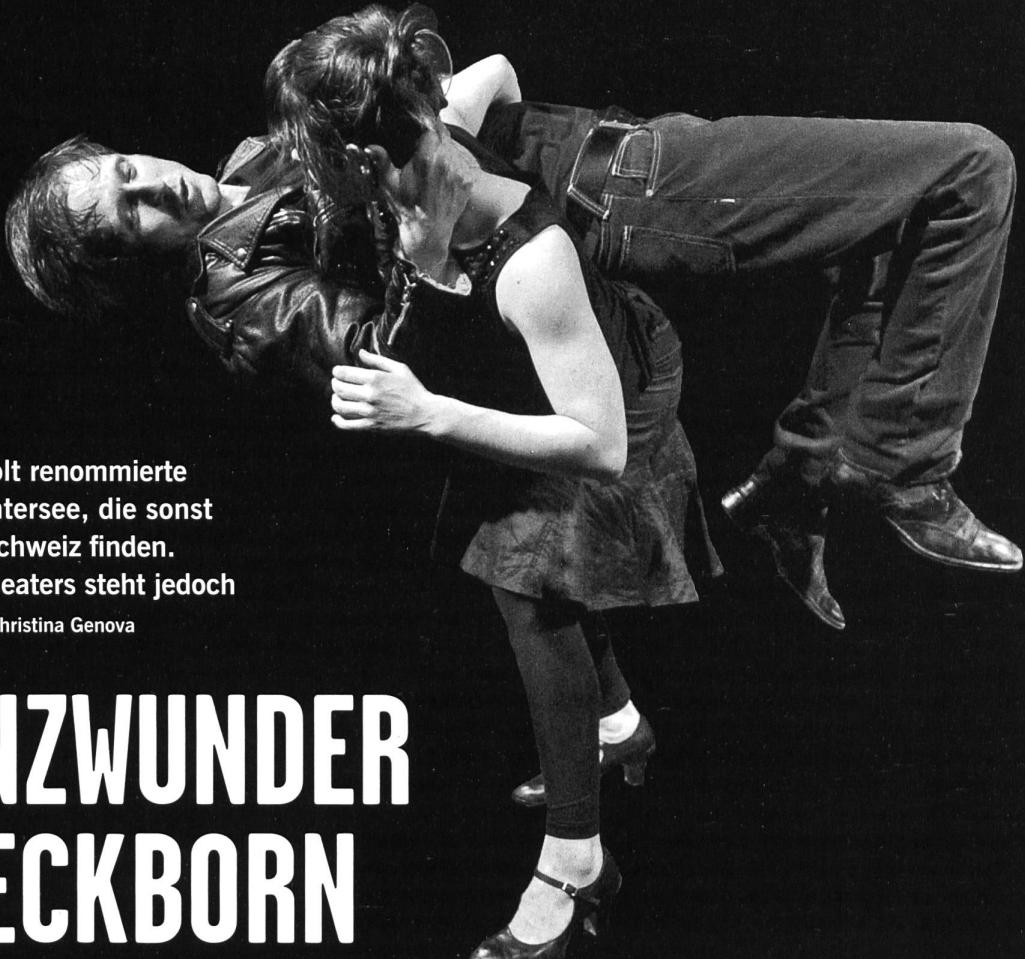
Julia Zutavern hat den für alle Sarkastiker unverzichtbaren Filmblock nicht ohne Selbstbezug zusammengestellt. «Noch für anderthalb Jahre ist St.Gallen der Ort, wo ich in meinem Leben am längsten gewohnt habe», kalkuliert die gebürtige Deutsche. Mit zwanzig sei sie von dort «geflogen» und teile seither Peter Liechti Hassliebe zur Ostschweiz. «Gerade in Zeiten allgegenwärtiger Integrationsversuche macht es besonders Spass, sich anzusehen, wie Integrierte versuchen, sich abzusondern», sagt Julia Zutavern. Damit meint sie nicht nur Herbert Achternbusch, dessen Kurzfilm «Das Kind ist tot» (1971) zum ersten Mal überhaupt in der Schweiz zu sehen ist, sondern eben auch Liechti, der mit «Tauwetter» (1987) noch einen zweiten Film im Programm hat. Der achtmündige Essay kulminiert vor einem Skilift, der statt Menschen orange Wasserkübel befördert. Vor der Szenerie steht wortlos ein Mann (Roman Signer) und feuert trocken ein paar Schüsse aus seiner Ordonnanz(?) -Pistole ab. – In Deckung, o Vaterland!

12. Internationale Kurzfilmtage Winterthur.

5. bis 9. November. Mehr Infos: www.kurzfilmtage.ch



Filmstill aus Peter Liechti's «Tauwetter». Bild: pd



Das Phönix-Theater 81 holt renommierte Tanzkompanien an den Untersee, die sonst kaum den Weg in die Ostschweiz finden. Die Zukunft des kleinen Theaters steht jedoch auf wackligen Beinen. von Christina Genova

DAS TANZWUNDER VON STECKBORN

Seit einigen Jahren macht das kleine, im ländlichen Steckborn gelegene Phönix-Theater 81, als Veranstalter von hoch stehenden Tanzproduktionen von sich reden. Gegründet von ein paar Theaterbegeisterten Anfang der achtziger Jahre, ist es lange als typische Kleinkunstbühne betrieben worden. Unter dem heutigen Theaterleiter Philippe Wacker wandelte es sich vom Kleintheater zu einem auf Theater bzw. Tanztheater spezialisierten Veranstaltungsort von überregionaler Bedeutung. Aushängeschilder sind das Tanztheater Festival «theater:now», das dieses Jahr noch bis zum 13. Dezember läuft, das Kinder- und Jugendtheaterfestival «Blickfelder» und das internationale Tanzfestival «Steps».

Erfolg als Verhängnis

Die Konzentration auf die beiden Sparten Tanztheater und Theater hat sich bewährt. Die Auslastung ist gut, letztes Jahr betrug sie für das Festival «theater:now» achtzig Prozent. Trotzdem hat man mit einem Defizit abgeschlossen. Ein Loch ins Budget reissen beispielsweise die Mietkosten für das technische Equipment für bestimmte Gastspiele. Aber auch der ganze Organisationsaufwand bringt den zum grössten Teil ehrenamtlich arbeitenden Vor-

stand an seine Kapazitätsgrenzen. Dem «Phönix» droht der eigene Erfolg zum Verhängnis zu werden. Die Thurgauer Zeitung titelte am 23. August 2008 «Vorläufig hat es sich ausgetanzt» und zitierte Theaterleiter Philippe Wacker mit den Worten: «Machen wir es amtlich, für 2009 gibt es noch kein Programm. Bis Mai 2009 wird noch getanzt, dann reissst die Planung ab.» Dramatische Worte, die vorerst die gewünschte Wirkung verfehlten. Ziel wäre gewesen, vom Kanton eine privilegierte Förderung im Sinne des kantonalen Kulturkonzeptes zu erhalten. Mit den zusätzlichen Geldern hätte man Theaterleitung und Vorstand professionalisieren wollen. Mit diesem Anliegen stiess man beim Leiter des Thurgauer Kulturamtes René Munz aber auf taube Ohren: «Das Phönix-Theater 81 erhält bereits eine der höchsten Subventionen im Kanton. Wir sind bereit, für die Förderung von Tanzproduktionen weitere Gelder zu sprechen. Die Finanzierung einer Intendant liegt aber ausserhalb des Bereichs des Möglichen.» Gemäss Philippe Wacker ist man nun daran, einen detaillierten Businessplan samt Konzept zu erstellen. Einen Ausweg aus der Krise sieht er Gründung einer Stiftung, der ein Patronatkomitee zur Seite gestellt würde. Um die Zukunft

des «Phönix» zu sichern, werde man nicht umhin kommen, nach privaten Geldgebern zu suchen und auch die Nachbargemeinden in die Finanzierung einzubinden. Keine einfache Aufgabe. Die Zeit ist knapp. Philippe Wacker ist daher, die Zukunft des «Phönix» betreffend, zurzeit eher pessimistisch.

Keine Tanztradition

Wollten Wacker und seine Leute etwa zu hoch hinaus, als sie begannen, zeitgenössisches Theater und Tanztheater auf hohem Niveau zu programmieren? Sind solche Ambitionen im Raum des ländlichen Thurgaus verfehlt? Caroline Minjolle, Mitarbeiterin der Thurgauer Kulturstiftung, meint, dass der wenig urbane Kontext einen der Knackpunkte darstelle. Das mache die Arbeit schwierig, aber umso spannender. «Die Ostschweiz kennt keine Tanztradition. Der Tanz wird skeptisch betrachtet und als elitäre und schwer verständliche Kunstsprache angesehen», sagt Minjolle. Es müsse viel Aufbauarbeit geleistet werden. Zu lange hat man die Sparte Tanz in der Ostschweiz vernachlässigt. Deshalb glaubt Ingrid Fäh, Präsidentin der IG-Tanz Ostschweiz, dass ein wiederkehrendes ambitioniertes Theaterfestival wie «theater:now» in St.Gallen

Noch wird im «Phönix» getanzt: Szene aus «Rock & Roll ist hier zum Stehn» der Tanztheatergruppe «Kumpane». Bild: pd

THEATERLAND

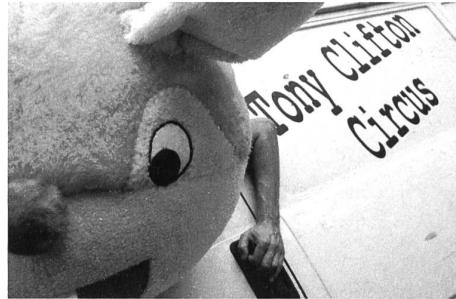
wohl keine Chance hätte. Philipp Egli habe als künstlerischer Leiter der Tanzkompanie des Theaters St.Gallen zwar einiges für den zeitgenössischen Tanz bewirkt. Die Probleme der Tanzszene in der Ostschweiz seien aber seit Jahren dieselben. Es mangle an kostengünstigen Proberäumen und geeigneten Auftrittsorten. Wegen der fehlenden Ausbildungsmöglichkeiten wanderten junge, begabte Tänzerinnen nach Zürich, Lausanne oder ins Ausland ab. Dadurch sei die freie Szene in der Ostschweiz überaltert und wenig lebendig. Ohne lebendige Szene gebe es auch kein Publikum.

Bald ausgetanzt?

Tatsache ist, dass Philippe Wacker und seine Leute es geschafft haben, national und international renommierte Tanzkompanien an den Untersee zu holen, die man sonst östlich von Winterthur nicht zu sehen bekommt. So wird unter anderem im Rahmen der Tanzplattform «Tanz Faktor 2008» Guilherme Botelho mit seiner «Alias Compagnie» zu sehen sein, dem Preisträger des diesjährigen Schweizer Tanz- und Choreographiepreises. Die Tanzschaffende und profunde Kennerin der Ostschweizer Tanzszene Gisa Frank bezeichnet das «Phönix» als die momentan aktivste Tanzbühne der Ostschweiz. Wie wurde dieses Tanzwunder am Untersee überhaupt möglich? Sehr viel zu tun hat es mit dem persönlichen Engagement von Philippe Wacker und Team. Um qualitativ hochstehende Tanzproduktionen an einen Ort wie Steckborn zu bringen, muss man die Kontakte zur nationalen und internationalen Tanzszene pflegen. Um diese Vernetzung kümmert sich Caroline Minjolle von der Thurgauer Kulturstiftung. Die ehemalige Berufstänzerin war Tanzverantwortliche bei der Pro Helvetica und verfügt daher über die notwendigen Beziehungen. Von der Thurgauer Kulturstiftung bekam sie vor vier Jahren das Mandat, die Sparte Tanz im Thurgau schwerpunktmaßig zu unterstützen. Man entschloss sich, Philippe Wacker als programmatischen Partner zu wählen. Die Thurgauer Kulturstiftung, als ein auf kantonaler Ebene schweizweit einmaliges Projekt zur Förderung des zeitgenössischen Kulturschaffens, war und ist damit stark am Erfolg des Phönixtheaters beteiligt. Entscheidend für die Zukunft des Phönix-Theaters 81 wird es in den kommenden Monaten sein, eine breite Trägerschaft aufzubauen. Andernfalls wird es mit dem Tanzwunder am Untersee wohl bald zu Ende sein.

«**theater:now**» bis 13. Dezember im Phönix-Theater 81.

Mehr Infos: www.phoenix-theater.ch



UND IMMER FESTE DRUFF!

Ein tollkühner Abend steht uns in der Grabenhalle bevor. Die Programmgruppe Bruchteil veranstaltet erstmals einen Theaterabend und hat sich dafür mit der Compagnie Buffpapier zusammengeschlossen. Eingeladen sind der berüchtigte Tony Clifton Circus aus Italien und der durchgeknallte Doktor Voltini mit seiner Krankenschwester Elektra aus England. Eine

schwarze, dekadente, trashige Nacht verprechen die Veranstalter.

Tatsächlich geniessen die drei Mitglieder des **Tony Clifton Circus**, Gewinner des Strassenkunstfestivals 2003 in Barcelona, den Ruf, die meistgehasssten Clowns aller italienischen Mamas zu sein, «i clowns più odiati dalle mamme italiane», der Alptraum aller Schwiegermütter eben. Der italo-amerikanische Künstler Anthony Jerome Clifton hat mit den Clowns Nicola Danesi de Luca und Iacopo Fulgi den «Zirkus der Anomalie» gegründet. Sie pendeln hin und her, wie sie selbst sagen, zwischen «exzessiver Komödie und dem komödia-ntischen Exzess», frei nach dem Motto: «Live is strange.» In der Grabenhalle zeigen sie ihr konsumkritisches Stück «Rubbish Rabbit». Entstanden ist das Stück aus dem Umstand, dass die Clowns eines Tages merkten, dass sich das Publikum zwar amüsierte, sie selbst aber keinen Spaß an ihren Auftritten mehr hatten. Das Publikum erwartet die immergleichen Witze, in lethargischer Fernsehkonsumkulturmanier versunken. Das soll nicht so sein. Die Clowns wollen Kinder sein, verrückt, anarchisch, frei. Sie tanzen, erschiessen sich gegenseitig, kämpfen mit gigantischen Stofftieren, wälzen sich auf dem Boden und hauen alles kaputt, was in ihre Hände kommt, Chaos, Lärm, Zerstörung hinterlassend, ein verstörtes Publikum, dem das Lachen im Hals stecken bleibt. Und immer feste druff!



Bilder: pd

Am selben Abend tritt auch der durchgeknallte **Doktor Voltini** mit seiner Krankenschwester **Elektra** auf. Sie werden eine Analektroaktion live durchführen. Doktor Voltini lässt sich von Elektra 500'000 Volt den Hintern rauf jagen und zündet dann mit den Funken, die aus seinen Fingerspitzen treten eine mit Benzin getränkte Fackel an. Ganz nach ihrem Vorbild dem Erfinder und Schausteller Henry Leroy Transtrom (1885-1951).

Er schrieb 1913 das Standardwerk «Electricity at high pressures and Frequencies», das heute noch als Handbuch dient, um sich zu Hause eine Tesla-Spule zu basteln. Bekannt war er aber vor allem für seine Vorstellungen als «Lightning Man». Dafür stellte er sich jeweils auf eine Tesla-Spule und liess Funken aus seinen Fingerspitzen sprühen. Bei seiner letzten Vorstellung verband sich ein grosser Funke mit einer Gardinenstange im Raum und Transtrom elektro-kutierte sich selbst. Doch wir wollen uns an vergnüglichere Dinge halten. Die heiteren Gadjo aus Barcelona bringen mit ihrem Swing, Ska, Gipsy, Klezmer, Flamenco etwas Farbe in den morbiden Abend. Sie treten zwischen den beiden Theatergruppen auf und geleiten mit Trompeten und Akkordeon in die Nacht, die hoffentlich lange nicht zu Ende gehen wird. (nol)

Grabenhalle St.Gallen. 14. November, 20.30 Uhr. Mehr Infos: www.grabenhalle.ch



«ES MUSS WAS LAUFEN!»

Nach den Renovationsarbeiten öffnete die Remise in Wil vor zwei Monaten wieder ihre Tore. Sie heisst nun Gare de Lion. Claudio Büchel und Michael Sarbach von der Betriebsgruppe im Gespräch.

von Jonas Schobinger

Saiten: Zufrieden mit der Eröffnungsphase?

Gare de Lion*: Mit dem Einstieg sind wir sehr zufrieden. Die Theaterstücke der Gruppe Momoll und die Philipp Maloney-Lesungen waren Erfolge, obwohl solche Anlässe in der Remise der letzten Jahre Seltenheitswert hatten. Nun arbeiten wir daran, ein Stammpublikum für die verschiedenen Musikstile zu gewinnen, indem wir eine gewisse Regelmässigkeit in unser Programm bringen. Was nicht immer einfach ist, da es grosse stilistische Unterschiede gibt.

Man kann von einer Zäsur sprechen. Was sind nun die markantesten Veränderungen zwischen der vergangenen Remisen-Ära und der neu begonnenen?

Bezüglich Infrastruktur hat sich einiges verändert. Neue, traumhafte, fantastische, Super-Toiletten, neuer Anstrich, neue bequeme Sofas. Programmatisch hat sich insofern etwas verändert, dass wir neu drei bis vier Anlässe in der Woche und nicht mehr drei bis vier Anlässe im Monat veranstalten. Neu gibt es Lesungen, Theater und jeden Donnerstag ist Barbetrieb. An Bewährtem wurde festge-

halten, so werden auch im Gare de Lion weiterhin Hip-Hop- und Metal-Konzerte und auch Party stattfinden.

Gerade die Wiler Hip-Hop-Fangemeinde hat sich beklagt, dass die Strahlkraft der Remise als Hip-Hop-Bastion nach dem Wechsel ungleich geringer sein würde.

Dieser Vorwurf ist absolut unberechtigt. Es werden mehr Hip-Hop-Veranstaltungen als vorher stattfinden. Pro Monat sicher eine.

Es wird gemunkelt, dass Abhängigkeiten zwischen der Stadt und dem Gare de Lion bestehen. Zumal Michael Sarbach und Laura Berger Mitglieder des Stadtparlaments sind und die Stadt ein Geldgeber des Gare de Lion ist.

Obwohl die Stadt Geldgeber ist und das Baurecht auf das Gebäude hat und somit auch das Sagen, entstehen keine Abhängigkeiten. Leider ist es so, dass wir (Ann: Laura Berger und Michael Sarbach) durch die Ausübungen unserer Ämter in der Betriebsgruppe des Gare de Lion nicht mehr unbefangen sind, daher werden unsere Anliegen vom Stadtparlament genau überprüft. Es ist also nicht unbedingt ein Vorteil. Programmatisch lässt man uns aber auf jeden Fall die Freiheiten, die wir benötigen.

Weshalb investiert ihr soviel Zeit und Energie und auch Geld in den Gare de Lion?

Wegen der Liebe zu unserem schönen Städtli Wil (lacht). Und weil Wil eine Stadt mit 18'000 Einwohnern ist. Rechnet man das Einzugsgebiet mit

ein, steigt die Zahl auf annähernd 100'000 Personen. Kurz: es muss was laufen! Zudem gibt es in der näheren Umgebung nichts vergleichbares, die Remise ist seit bald zwanzig Jahren ein Gefäß für Alternativkultur und ein Ort, an dem sich die Jugend der Region treffen und austoben kann, deswegen hat die ehemalige Remise eine Daseinsberechtigung und soll erhalten bleiben.

Wie finanziert sich die Remise?

Wir finanziieren uns ähnlich wie andere Clubs. Wir bekommen einen kleinen Betrag von der Stadt, mit dem wir die Miete an die Stadt sowie die Nebenkosten decken. Ebenfalls erhalten wir noch einen kleinen Teil unseres Geldes von der Kulturförderung des Kantons St.Gallen. Zudem sponsert uns eine Bank. Nicht zu vergessen sind all die Arbeitnehmer und Gewerbler, die ihre Arbeitskraft oder Materialien gratis zur Verfügung stellten. Ansonsten sind wir selbsttragend.

Das ist schwierig?

Ja, sehr, wenn man bedenkt, dass viele der Anlässe einen gewissen künstlerischen Anspruch erfüllen müssen. Lesungen, Poetry Slams und alternatives Theater geniessen in Wil und Umgebung noch kein grosses Renommee. Die Fixkosten pro Anlass müssen aber dennoch bezahlt werden, darum sind einige der Veranstaltungen defizitär. Deshalb versuchen wir mit den grossen Anlässen, kleinere, wenig einnahmeträchtige Kleinkunstnälsse querzufinanzieren.

Der Gare de Lion steht in Konkurrenz zu Kulturveran-

staltern in St.Gallen und Winterthur, besteht deshalb die Gefahr, dass euch nur die Brosamen der grossen Häuser zu fallen?

Wir würden aber nicht von einer Konkurrenz sprechen, es handelt sich vielmehr um eine Zusammenarbeit. Die Nähe zu St.Gallen und Winterthur kann ebenfalls ein Vorteil sein. Es mag stimmen, dass in der Vergangenheit einzelne Konzerte aus ökonomischen Überlegungen nach St.Gallen verlegt wurden. Wichtiger als das Geld ist nun aber die programmatrische Ausrichtung. Dadurch, dass wir eben auch ein breit gefächertes Musikangebot haben, können wir flexibel auf allfällige Überschneidungen reagieren uns also mit der «Konkurrenz» absprechen.

Wie sieht die Zukunft des Gare de Lion? Wo steht die Remise in zehn Jahren?

Der Gare de Lion soll einerseits ein Club für die Region sein, mit Publikum und Bands aus der Region, wie das vor zwanzig Jahren war. Andererseits haben wir den Anspruch den Gare de Lion wieder zu dem zu machen, was die Remise vor fünf Jahren war: zu einem der bekannteren, der kleinen bis mittelgrossen Konzertträumen in der Schweiz. Der Gare de Lion soll für verschiedenste Ideen und Gruppierungen offen stehen und er soll zusammen mit der, hoffentlich bald für die Kleinkunst nutzbaren Lokremise Wil eine Synergie eingehen.

*Um die Kollektivität des Betriebsrates zum Ausdruck zu bringen, beantworteten Claudio Büchel und Michael Sarbach die Fragen unter dem Namen des Vereins Gare de Lion.

Mehr Infos: www.garedelion.ch

REWIND



FORWARD



Bilder: pd

JAZZJUWEL IN FRAUENFELD.

1998 erstmals lanciert, fand aktuell vom 27. September bis 4. Oktober in Frauenfeld das «Generations»-Jazzfestival statt. Nun ist es eine Sache, ein mit Thierry Lang, Stefan Rusconi, Gabriela Friedli oder Christoph Stiebel (jeweils Piano Solo) national ansprechendes Festivalprogramm zu lancieren, eine andere indes, eine Stadt für den Geist des Jazz zu erwärmen. Und eben dies ist Festivaldirektor und Saxophonist Roman Schwaller mehr als gelungen. Nach den offiziellen Konzerten im Eisenwerk wurde der Jazz jeweils in mehrere Clubs und Lokalitäten in der Frauenfelder Gassen weiter getragen. Bemerkenswert ist dabei, dass nicht nur an Wochenenden sondern beispielweise an einem Mittwochabend hunderte von Jazzinteressierten zwischen den einzelnen Lokalitäten zirkulierten. Parallel zum eigentlichen Festival hatten Studenten aus ganz Europa in sogenannten Masterklassen die Möglichkeit, bei internationalen Topmusikern wie etwa dem Trompeter Derrick Gardner (s. Bild) während einer Woche Workshops zu besuchen. Puren JamSession-Jazz gab es auch deshalb allabendlich im Kellergewölbe der Jazzclub Piano Bar Schlossmühle. Erstaunlich, dass das Festival-Juwel in der Ostschweiz noch immer ein Geheimtipp-Prädikat geniesst. Für Vergleichbares muss man sonst – selbst in der kleinen Schweiz – weite Wege zurücklegen. Michael Hasler

Frauenfeld: 27. September bis 4. Oktober 2008.

Mehr Infos: www.generations.ch

BEKIFFTE AUTOFAHRT DURCH L.A.

Die letzten Kritikerworte in der «Spex» über die zweite Platte von Flying Lotus: «Dance Floor Stalker ist ein psychedelisch-wehmütiges Elektrostück, das ... die Messlatte für sein kommendes Album noch ein Stück weiter nach oben rückt – es könnte ein grosser Wurf werden.» Die Erwartungen an den jungen Spross waren geschürt und wurden im Juni dieses Jahres mit «Los Angeles» furios eingelöst. Die Kritiker überwarfen sich mit Lobhudeleien auf den 25-jährigen, der in Los Angeles in einer «Höhle an den Randbezirken des Wahnsinns» wohnt. Flying Lotus ist es sich gewohnt, dass die Erwartungen hoch sind. Seine Grosstariate war Alice Coltrane, Musikerin und Muse von John Coltrane, Mutter vom Saxophonisten Ravi Coltrane. Solch tonnenschwere Namen der Jazzgeschichte und -gegenwart legt man nicht einfach ab. Fly Lo füllt den massigen Stammbaum aber nicht mit leichtfüßigem, gegen die familiäre Tradition gerichteten Pop. Sein zerstückelter Hip-Hop-Sound fließt wie bekiffte lava unaufhaltbar vorwärts; in der Tiefe ziehen die schweren Beats den Musikstrom unaufhaltsam vorwärts. Oben zischts und spritzts: Musik wie ein Rausch, wie ein euphorischer Fiebertraum. Er selbst sagt, man solle seine Musik während einer bekifften Autofahrt hören. «Ich möchte, dass die Leute auf irgendeine Art high werden, wenn sie meine Musik hören, das ist mir wichtig. Und auch, dass niemand mehr diese miesen Laptop-Lautsprecher benutzt.» (js)

Palace St.Gallen. Freitag 28. November, 22 Uhr.

Mehr Infos: www.palace.sg

KURZ FILM TAGE WINTERTHUR

INTERNATIONALER WETTBEWERB / GASTLAND ISRAEL: EJSE BALAGAN
DOKUMENTARFILMSTUDIO SANKT PETERSBURG / KURZE FÜR KLEINE
HEIMAT VERLEIDER: SCHWEIZER ARMEE- UND ANTI-HEIMATFILME
PARALLEL PARADES: MONTEVIDEO UND RETROSPEKTIVE NICOLAS
PROVOST / PARTIZAN SHOWREEL: SURREALE POPWELTEN / CHURZFILM

k.

WWW.KURZFILMTAGE.CH
VORVERKAUF: WWW.STARTICKET.CH

Partner



Zürcher
Kantonalbank

Medienpartner

Tages
Anzeiger

SF SCHWEIZER
FERNSEHEN

PLATTE DES MONATS

MOGWAI.

Was ist eigentlich Postrock? Ein verstecktes Verkaufsargument für sperrige Musik ohne Hits und dümmliches Star-Appeal? In den letzten Jahrzehnten gab es immer wieder kreative Bands, die versucht haben, Rock-Klisches zu überwinden. Die olympischen Sonic Youth zum Beispiel, die wunderbaren, aber leider verstummt Tortoise, The Sea & Cake (die eine neue Platte gemacht haben) und nicht zu vergessen Brian Eno mit seinen frühen Pop-Alben. Bei den Glasgower Düsterlingen von Mogwai liegt der Fall nicht anders. Auch sie probieren seit zwölf Jahren und sieben Plat-



ten, ihre musikalischen Gewänder auszutauschen. Auf die Schminke verzichten die Song-Ketzer und setzen weiterhin auf urige Bärte. Ihr neues Opus «The Hawk Is Howling» (Musikvertrieb) beginnt leise, erhaben und pastoral wie gross angelegte (Film-)Musik. Bei Mogwai ist das epische Format angesagt. Vom Drei-Minuten-Song sind sie etwa so weit entfernt wie die Schweiz von China. Rock und Revolution funktionieren bei diesem Quintett höchstens noch als geschickt montierte, ironisch verkleidete Zitate. Stattdessen versuchen sie weiterzugehen, ohne dabei die Vergangenheit zu ignorieren. Dieser mogwaische Klangteppich berauscht und ernüchtert, strengt an und beruhigt, macht verrückt und bescheiden zugleich. Widersprüche, die sich absolut nicht ausschliessen. Seit langem habe ich keine Musik mehr gehört, die mich so zum freien Assoziieren und Spontanieren angeregt hat. Die Schotten sind etwas zu Unrecht als Kellerkinder verschrien. Das stille Erwachen heiterer Empfindungen bei der Ankunft auf dem Lande ist auf «The Hawk Is Howling» auch zu hören. Oder nach acht Minuten Songgewitter meine ich das Meer und ferne Vogelstimmen zu vernehmen. Mit Kitsch hat das nichts zu tun. Hört selbst! Ich meine: grosse Platte!

INDIE-PERLE

THE ACORN.

Schon seltsam, diese Platte. Und noch seltsamer ihre Geschichte. Kanadische Band veröffentlicht nach einer Serie von EPs vor genau einem Jahr im eigenen Land ihre erste CD. Vor ein paar Wochen erscheint der Silberling in den USA. Und nun ist «Glory Hope Mountain» von The Acorn auch bei uns erhältlich. Mehr aus Zufall in meinem Player gelandet, legte ich die Scheibe bald gelangweilt ins Regal. Auf einer längeren Autofahrt durch Kroatien fiel es mir dann wie Schuppen von den Augen. Und dieser unspektakuläre, geheimnisvolle Indie-Folk floss mit der Umgebung vor den Scheiben auf



wundersame Weise zusammen, erzeugte noch mehr Fernweh und eine angenehme Melancholie. Der Kopf des Quintetts, Rolf Klausener, hat diesen Erstling erst noch als Konzeptalbum in die Pop-Annalen geschrieben: Er widmet alle zwölf Songs seiner in Honduras geborenen Mutter Gloria Esperanza Montoya, was auch den kuriosen Plattentitel verständlich macht. Dezent und trotzdem dynamisch perlen Akustikgitarren-Riffs, erinnern erstaunliche Feinheiten und Details an die seligen Fleet Foxes, setzen Ukulele und Marimbas kleine Höhepunkte. Und dazu singt sich Klausener mit feinstem Tremolo-Beben in ungeahnte Songwriter-Höhen. Diese Lieder haben Tiefgang, klingen eigenartig roots-mässig und trotzdem kryptisch und intelligent. Also alles da für eine weitere grosse Nachwuchshoffnung aus Kanada? Wenn da nicht diese grossmäuligen Kritiker wären, die im Kontext gleich Arcade Fire, Broken Social Scene und gar Vampire Weekend bemühen müssen. Nein, «Glory Hope Mountain» beinhaltet auch viel Unausgegorenes, scheinbar flüchtig Hingeworfenes. Was den Reiz dieser Musik jedoch auf keinen Fall mindert. Bin gespannt, wie sich die Kanadier weiterentwickeln werden.

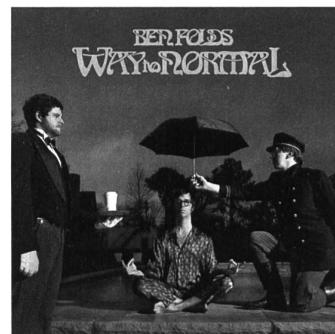
SIEBERS NOVEMBER-PODESTLI:

- {1} Freddie Hubbard Ready For Freddie (1961)
- {2} R.E.M. Document (1987)
- {3} Mogwai The Hawk Is Howling
- {4} The Go-Betweens 16 Lovers Lane (1988)
- {5} The Acorn Glory Hope Mountain
- {6} The Streets Everything Is Borrowed
- {7} Ben Folds Way To Normal
- {8} The Ugly Suit The Ugly Suit
- {9} Cat Power Jukebox

PIANO-MEISTER

BEN FOLDS.

Auf früheren Platten war der spleenige Ben Folds die Wiedergeburt des Coolen aus dem Geist des Überdrusses am Rockzirkus. Mit kauzigem Surrealismus schrieb und komponierte er so herrliche, aus der Zeit gefallene Alben à la «Whatever And Ever, Amen» (1997) und «The Unauthorized Biographie Of Reinhold Messner» (1999). Zwischen schierer Schönheit und finstrem Sarkasmus tobte er auf dem Piano herum, als gelte es, der «Muppet Show»-Band Konkurrenz zu machen. Mit seinen unwiderstehlichen Melodien stand er so ziemlich alleine und einmalig da, auch wenn man hie und



da gleichzeitig die Beatles, Paul Simon und (oh je!) Supertramp aus dem Hintergrund zu hören glaubte. Doch solche Reminiszenzen wurden im nächsten Moment wieder schonungslos zertrümmert. «Way To Normal» (Sony) ist etwas weniger nachdenklich und introvertiert ausgefallen als die letzten Werke des Amerikaners. Und er kehrt zurück zum ungestümen Haudrauf-Gestus seiner Ex-Band Ben Folds Five, singt seine gewohnt-geliebten Gänsehautballaden («Before Cologne»), dekonstruiert Elektro («Free Coffee») und klängt berserkerhaft Power-piano-stücke («The Bitch Went Nuts»). «Bitch» war schon immer sein Lieblingswort. Sollte er es einmal nicht mehr ins Mikro schreien, muss man sich echt Sorgen um Ben Folds machen. Auch wenn «Way To Normal» nur partiell an die ersten grossen Würfe seiner Karriere herankommt: Ben Folds wäre nicht Ben Folds, wenn er in all seiner Anstrengung den Sinn fürs ausgeklügelte Detail verlieren würde (ganz formidabel in «Kylie From Connecticut»). Eine kleine Sinfonie! Auch gut, dass er inzwischen im nervigen Tagessprogramm von DRS3 mit Regina Spektor im Duett und dem Ohrwurm «You Don't Know Me» einen kleinen Lichtblick setzt. Wenigstens hierzulande gebührt ihm eine kleine Anerkennung. Die Amerikaner haben eh zu wenig Humor für den intellektuellen Liedermacher.

René Sieber, Autor und Pop-Aficionado.

APPENZELL

HEILIGE ERTRÄNKEN

von Carol Forster aus Appenzell

Ich komme nachhause und da sitzen zwei Frauen unter der Trauerweide. Hinter dem Haus warten die Tochter und der Sohn der einen Frau, die da oben auf dem Stuhl sitzt. Den Leuten gehört das Haus, in dem ich wohne. Die Tochter sehe ich zum ersten Mal. Die andere Frau unter der Trauerweide ist ihre Freundin. Ihr will sie das Haus zeigen. Es ist ein spezielles Haus, eine alte Mühle. Die Freundin gesellt sich zu uns, die Mutter und der Sohn fahren weg. Allmählich wird mir klar, dass diese Frau hier ist, um das Haus und die Umgebung genauer zu betrachten. Sie erspürt Energiefelder, löst Spannungen und erklärt mir, sie hätte hinter dem Haus einen Schutzschild aufgebaut, um die schlechten Strahlungen vom nahen Betonwerk zu stoppen, umzuleiten, wegzu führen. Ich braue Tee und Kaffe und bin etwas misstrauisch. Ich kenne diese Frau überhaupt nicht. Sie sieht so gar nicht wie eine Heilerin aus und sie kommt aus dem Unterland. Hier gibt es ja genügend Leute, die gegen den bösen Blick tun und solche Sachen. Meine Neugierde ist jedoch stärker und ich hatte schon einige Male selbst daran gedacht, jemanden kommen zu lassen, um das Haus und seine Energien zu prüfen, mehr wegen Elektrosmog und solchen Sachen. Wir wohnen nun schon einige Jahre hier und tatsächlich empfinden wir, dass einem dieser Ort enorm viel Kraft abverlangt, um sich hier zuhause zu fühlen, jedes Jahr ein bisschen mehr. Insofern kommt diese Frau genau richtig. Ich zeige ihr alle Zimmer. Im oberen Stock stöhnt sie in einem der Räume kurz auf und murmelt: «Nicht gut, gar nicht gut» und später noch einmal. Die andern Zimmer sind gut. Sie fragt mich, ob sie diese unguten Räume reinigen soll. Natürlich, sofort, gerne. Ich dachte immer, es riecht komisch in diesen Zimmern, vielleicht weil Dutzende Mäuseleichen in den Zwischenböden liegen. Die Frau räuchert mit Salbei und murmelt unverständliche Worte dazu. Dann ruft sie fröhlich, dass die Seelen der Leute, die in diesen Zimmern gestorben sind, nun gegangen seien. Ich atme auf und denke: «Gut, hoffentlich hat sie Recht, wurde auch Zeit.» Klar, sind in diesen Räumen Menschen gestorben, das Haus ist fast dreihundert Jahre alt. Und viele alte Häuser haben diese Seelenfenster, die gibt es hier nicht. Die Tochter und ich gehen in die Küche. Die Frau will nochmals ums Haus, denn irgendwas sei noch ungelöst. Nach einer halben Stunde ruft sie uns und führt uns zu einer Stelle am Bach, wo in der hintersten Ecke ein hölzernes Grabkreuz steht. Das steht da schon immer. Das heisst, es muss da seit den fünfzig Jahren stehen. Der Verstorbene ist zwanzigjährig gestorben, einer der Familie. Wir müssten dieses Kreuz verbrennen, sofort, meint



In Konstanz ist man gegenüber den Rauchenden freundlicher. Bild: pd

die Frau. Allmählich wird es dunkel. Es kostet uns einige Mühe, das Kreuz wegzuhieven. Ich soll die Heiligenfiguren vom Kreuz lösen und als ich dabei bin, brechen den Heiligen erst die Hände weg und dann auch noch die Füsse. Oh Gott, alles so alt und morsch! Mir wird ganz mulmig. Die Frau aber sagt, das sei schon in Ordnung so. Die Figuren legen wir in den Bach. Das Namensschild müsse auch weg, heute noch, sagt die Frau. Das Kreuz zünden wir an. Als ich das erste Zündholz abstreife, zieht ein Wind auf und mir wird nun richtig unheimlich zumute. Als das Feuer endlich brennt, stehen wir da und die Tochter erzählt, dass diese Mühle schon zweimal in ihrer Geschichte beinahe aufgegeben werden musste und dass es beide Male die Frauen waren, die den Ort gerettet hätten. Und nun stehen wir drei da. Drei Frauen, die sich nie zuvor gesehen haben. Es ist ruhig, feierlich und friedlich.

Seither schlafen wir wie die Murmeltiere. Es riecht nicht mehr nach Mäuseleichen und ich bin sicher, die erlösten Seelen der hier Verstorbenen geniessen ihre neuen Freiheiten.

Carol Forster, 1961, führt den Bücherladen in Appenzell.

THURGAU**TÜRSTEHER-TALK**

von Mathias Frei aus Frauenfeld

Wenn man über das baden-württembergische Landesnichtraucherschutzgesetz LNRSchG recherchiert, Mittwochabend draussen in der Konstanzer Industrie. Eben hat der Schiri das «kapitale» Auswärtsspiel der Schweizer Fuss-

ballnati in Piräus, dem Industrievorort Athens, abgepfiffen. Vor einer Grossraum-Diskotheke stehen zwei Türsteher. Sie rauchen, begrüssen währendem Gäste, die in Vorfreude auf eine grosse Anzahl günstiger alkoholhaltiger Erfrischungsgetränke und beischlafwilliger Studentinnen eine sogenannte Studentenparty besuchen. Ein Mann nimmt mit einem lauten Elektrobläser die vielen Zigarettenstummel vor dem Partytempel ins Visier. Die Türsteher machen im Gespräch einen freundlichen Eindruck, obwohl man ihnen das, bezogen auf ihre sichtlich durchtrainierten Körper, nicht auf den ersten Moment abnehmen würde. Nein, einen fehlbaren Raucher hätten sie noch nicht rausschmeissen müssen. Zuerst würde der Gast verwirrt. Und diese Disco sei soweit die beste Partylocation in Konstanz, um zu rauen. Man glaubt es ihnen gerne. Und sowieso, täglich eine halbe Schachtel Kippen, das sei doch gar nichts. Ein Bekannter einer Bekannten des einen Türstehers tritt dazu. Im engen Kurzarm-Shirt fröstelt es ihn ein wenig. Aber die Zigarette muss noch runter. Man dürfe auch drinnen rauchen, im Rauchbereich der Diskothek, sagt der andere Türsteher. Oder sonst im Außenbereich. Dort jedoch dürfe man pro Abend nur fünf Zigaretten konsumieren. Das werde genausestens überwacht, wie von der Staatssicherheit damals in der DDR. Und wer gegen das Regulativ verstosse, werde von einer Selbstschussanlage diszipliniert. Wie damals in der DDR, lacht er laut. Zugegeben, die Ausdrücke «Regulativ» und «disziplinieren» hat der bullige Türwächter nicht verwendet, und eine Selbstschussanlage würde in diesem Zusammenhang wohl auch wenig Sinn machen. Nun greift die Bekannte des einen Türstehers in das Gespräch ein. Sie habe letzthin in einer Fernsehsendung, wohl Infotainment auf einem deutschen Privatsender, erfahren, dass ostdeutsche Männer qualitativ hoch-

wertige Sexualpartner seien. Die könnten am längsten und am besten. Der andere Türsteher tut darob seine Zweifel kund. Wahrscheinlich stammt er nicht aus Ostdeutschland. Später lobt der Betriebsleiter der Diskothek die Schweizer Gäste. Denn die Schweizer, also die Ausländer, wüssten eben, dass es Regeln gebe, an die man sich zu halten habe, da habe es noch nie Probleme gegeben. Das hört man doch gern.

Mathias Frei, 1980, Student, Kulturveranstalter, Slampoet, Texter und SP-Gemeinderat.

TOGGENBURG

SOGAR DER VORVERKAUF IST KULT

von Andreas Roth aus Wildhaus

Was treibt 155 junge Menschen dazu, an einem nur mittelschönen Herbsttag auf einen 2342 Meter hohen Gipfel zu kraxeln? Der Vorverkauf für eine Party. Sie glauben es nicht? Hier ist die Geschichte dazu.

Im Club Krempel in Buchs findet jedes Jahr eine Kult-Party unter dem Namen «Lametta» statt. Warum sie derart kultig ist, kann niemand so genau sagen. Vielleicht weil die Gäste selbst die Stars sind. Extra für diesen Abend wirft man sich in ein edles Outfit und feiert während Stunden sich selbst und eine Live-Band. Auch wir Toggenburger wollen uns diesen Augenschmaus nicht entgehen lassen und montieren dafür Hemd statt Sennengwäldli. Der Haken an der Sache: Wie kommt man bloss an eines der 600 Billette? Die Party ist schneller ausverkauft, als Jörg Abderhalden seine Schwingfreunde aufs Kreuz legt. Der übliche Vorverkauf funktioniert also nicht mehr, so dass die Veranstalter den Zugang zu den Tickets letztes Jahr erstmals erschwerten. Man musste an einem Donnerstag extra ins Krempel-Lokal, um ab 21 Uhr maximal zwei Tickets pro Person ergattern

zu können. Ich kam erst um 21.30 Uhr und die Party war schon ausverkauft.

Der Hype um dieses Fest scheint keine Grenzen zu kennen. Das Krempel-Team hatte sich deshalb dieses Jahr etwas Spezielles einfallen lassen: Einen Vor-Vorverkauf auf dem 2342 Meter hohen Alvier. Wer an «Lametta»-Tickets kommen wollte, musste eine anstrengende Wanderung auf sich nehmen. Man könnte damit die Kalorien vorgängig verbrauchen, die man an der «Lametta» dank Alkohol wieder zu sich nehme, hiess es. Kalorien-neutrales Feiern sozusagen.

Zwei Wege führen auf den Alvier. Wir entschieden uns für den längeren und marschierten los. Würde es eine Massenwanderung geben? Wir begegneten niemandem und als wir auf dem Gipfel ankamen, war kaum jemand außer den Krempel-Teammitgliedern da. War die Marketing-Idee für die Katz? Mitnichten! Wir waren einfach früh dran. Zwei Stunden später schon hatten 155 Partygänger den Gipfel erklimmt, jedem wurden zwei frisch gedruckte Tickets und ein Cüpli ausgehändigt. Verschwitzt und in Wanderschuhen holte man sich den Zugang zur grössten Glitzerparty der Region. Die einen lachten über diese Art Vorverkauf, die anderen fluchten. Wieder andere entsandten ihren Vater zum Ticket-Kauf oder nahmen das Mountainbike mit. Gekommen waren sie aber fast alle – denn die Aktion war nicht nur ein raffinierter Werbe-Gag, sondern wurde selbst zum «Event». Ein guter Grund für eine tolle Wanderung mit seinen Liebsten. Viel mehr als die Party am 20. Dezember interessiert mich deshalb jetzt schon: Auf welchem Gipfel dürfen wir nächsten Sommer unsere Tickets ergattern?

Andreas Roth, 1983, lebt in Wildhaus und arbeitet bei Snowland.ch und der Klangwelt Toggenburg.

VORARLBERG

BLITZGEISER BEISSER

von Kurt Bracharz aus Bregenz

Vor 22 Jahren veröffentlichte ich einen Kriminalroman, dem bis 1994 drei weitere folgten. Seither werde ich jedes Mal, wenn ich erwähne, ein neues Buch geschrieben zu haben, gefragt, ob es ein Krimi sei und jedes Mal begründe ich meine Verneinung damit, dass ich einerseits keine Lust mehr hätte zu recherchieren und andererseits keine unrealistischen Krimis schreiben möchte. Wie es meine Kollegen in ihren Allgäu-, Franken-, Toggenburg- und Was-weiss-ich-welche-Provinz-Krimis samt Feinschmecker-Polizisten, Lovestories und Dorfhöllen mit dem Realismus halten, sei mir gleichgültig.

Das stimmt auch, allerdings hatte ich mich in der letzten Zeit gefragt, ob ich nicht vielleicht

doch ein bisschen recherchieren und eine fundierte Geschichte schreiben sollte, einfach aus kommerziellen Gründen, denn als Kriminalroman kann man derzeit offensichtlich alles veröffentlichen, auch wenn es weder Hand noch Fuss und manchmal nicht einmal Kopf hat. Ein Problem gibt es allerdings mit der Realität: sie ist nur allzu oft wesentlich unglaublich als die Fiktion. In den letzten Wochen gab es in Vorarlberg zwei Prozesse, die mir das wieder einmal vor Augen führten. Ich hätte mich jedenfalls nicht getraut, den «Beisser» und den «Würger» zu erfinden.

«Beisser» und «Würger» nannte die Lokalpresse zwei Polizisten, von denen der eine immerhin Postenkommandant war – beziehungsweise noch ist. Die Vorwürfe gegen ihn lauteten auf Nötigung, Körperverletzung und Beleidigung oder nicht-juristisch laienhaft formuliert, er habe eine ihm unterstellt junge Polizistin an den Haaren gezogen, im Klo eingesperrt und in die Hand gebissen. Ja, Sie haben richtig gelesen, es handelte sich bei den beteiligten Personen nicht um Kindergärtler, die Bullerei spielten, sondern um richtige Erwachsene. Der «Beisser» wurde freigesprochen, weil nach erstgerichtlicher Erkenntnis alles nur «zweifelhafte Scherze» waren, das Haarreissen «ein kurzes Zupfen am Pferdeschwanz», das Einsperren nur «wenige Minuten» lang, der Biss in die Hand «keine Verletzung», weil der Abdruck des Chefgebisses «schnell wieder verschwunden» sei.

Beim Freispruch applaudierten die Polizistenkollegen im Saal. Die Staatsanwaltschaft hat aber Berufung eingelegt, auf Weisung der Oberstaatsanwaltschaft in Innsbruck. Wenig später stand der «Würger» vor Gericht, ein Polizist, dem vorgeworfen wurde, seine Freundin gewürgt zu haben – privat, nicht im Dienst. Diese erklärte bei der Verhandlung unter Tränen, sie wolle seiner Karriere nicht schaden (die Anzeige war nicht von ihr ausgegangen) und nannte ihn einen besonders «besonnenen» Menschen. Er erklärte, sie nie gewürgt, sondern nur mit einem Polizeigriff auf dem Bett «fixiert» zu haben, als sie ihn im Verlauf eines nächtlichen Streites – er wollte sich von ihr trennen, sie SICH nicht von ihm – angeblich physisch attackierte. In den Postings zur Internet-Version dieses Zeitungsberichtes erklärten mehrere Männer, das mit dem Polizeigriff könnten sie sehr gut nachvollziehen, wenn eine Frau glaube, um ein Uhr früh immer noch über die Beziehung diskutieren zu müssen, da könne man ja nichts Vernünftigeres tun, als sie zu fixieren. Sie drückten ihre Zustimmung in den Postings etwas direkter aus, als ich sie hier wiedergebe. Dieser Prozess ist jetzt vertagt worden, weil die mittlerweile verschwundenen Striemen am Hals der Frau nicht so ganz zum angeblichen Niederdrücken in der Schlüsselbeingegend passen.

Also, ich muss zugeben: Das alles hätte ich nicht erfinden können, weder den «eigenen Humor»



Das Kassenhäuschen ist zu. Tickets gibts auf dem Berggipfel.

teo jakob®



Möbel, Büromöbel, Küchen, Lampen, Textilien,
Planung und Innenarchitektur

Späti Ohlhorst AG

Spisergasse 40
9000 St.Gallen
Tel. 071 222 61 85
Fax 071 223 45 89
st.gallen@teojakob.ch
www.teojakob.ch

In **St.Gallen** entsteht ein **Flüchtlingslager**

Überleben auf der Flucht

Ein Flüchtlingslager zum Anfassen

Eine Ausstellung von Médecins Sans Frontières/Ärzte ohne Grenzen
www.msf.ch/lager

Lokremise, St.Gallen, Grünbergstrasse 7, beim Bahnhof SBB
27. Okt. - 16. Nov. 2008 / 9 - 17 Uhr (Mo - Fr), 12 - 16 (Sa/So)
Führungen für Schulklassen dauern 60 Minuten und sind gratis.
Anmeldung: 079 391 60 11 oder flager@geneva.msf.org
Eintritt frei



www.appenzelkulturell.ch

(so die Richterin) des «Beissers» noch die Namen der Presse für die beiden Beschuldigten. Nicht einmal für die «Kronen Zeitung»-Kolumne «Kleines Bezirksgericht», die seit Jahrzehnten ihr Publikum mit witzig erfundenen Fällen unterhält, oder für eine Neuauflage der «Kottan»-Serie. Höchstens einen der Namen könnte ich für einen Kommissar übernehmen, weil «erkennen, verstehen» im Wienerischen «gneissen» heisst und einen netten Reim gäbe: «Blitzgneisser Beisser» wäre ja kein schlechter Titel für einen Regionalkrimi.

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

WINTERTHUR

DER LETZTE BOTELLÓN

von Manuel Lehmann aus Winterthur

Nichts losgewesen an der Euro 08. Tote Hose! Denn die saufenden Engländer durften nicht mittun. Obwohl über Streetparade und Alkoholrausch im Voraus viel geschrieben wurde, blieb auch dort der grosse Exzess aus. Es war ernüchternd. Sommerloch 2008 – kein Rausch, kein Exzess, nichts. Journalisten einer grossen Tageszeitung sinnierten: «Wo sind sie nur geblieben, die jugendlichen Rauschtrinker? (...) Man müsste sie hervorlocken. (...) Mit einem Event, der nur auf sie zugeschnitten ist!» Einer, soeben aus den Sommerferien zurück, wusste von öffentlichen Massenbesäufnissen in Spanien zu berichten. In der Westschweiz sollen solche Veranstaltungen bereits stattgefunden haben. Verschwörerische Blicke, Händereiben. Wenig später fragte das gleiche Medium, wie lange es noch ginge, bis das Phänomen «Botellón» die Deutschschweiz heimsuche. Keine 48 Stunden später konnte getitelt werden: «Botellón in Zürich geplant!»

«Manchmal muss man halt bei den Jungen ein wenig nachhelfen. Die haben ja gar keine Idee von Rebellion mehr.» Der mediale Steilpass wurde gekonnt aufgenommen und fürs Erste war allen gedient. Die einen füllten sich endlich die Lampe, die anderen ihre Zeitung. Das einzige Problem: Wie spricht man diesen Dingsda, diesen Botellón eigentlich richtig aus?

Die Zürcher Stadträtin Esther Maurer sagte dazu «krank». Und korrigierte sich, sie habe «hirnverbrannt» gemeint. Durch die Leserbriefspalten brandete Empörung über die Jugend. Die potentiellen Rauschtrinker meldeten sich via Facebook für den Event an. Den meisten wurde der Besuch von den Eltern verboten. Ein paar wenige waren trotzdem da. Und sie taten umso blöder, um die Erwartungen, die in sie gesteckt wurden, nicht zu enttäuschen.

Es hat sich etwas geändert in den letzten Monaten. Die normalste und langweiligste aller Dro-



Wer niemals einen Rausch gehabt,
Der ist kein braver Mann!

Bild: pd

gen hat neuerdings Protestpotential. Bis anhin musste die Jugend zu illegalen Methoden greifen um ein wenig Empörung zu ernten. Nun ist alles einfacher. Die Drogen können bei der Tankstelle um die Ecke besorgt werden und trotzdem hat es etwas Anrüchiges. Da wollte Winterthur nicht abseits stehen und im September wurde zum Botellón gerufen. Auch die Polizei war dabei und hat ein paar nette Erinnerungsfotos geschossen. Laut ihren Aussagen soll dem einen oder anderen Teilnehmer das Foto persönlich zugestellt werden – zusammen mit einer Strafanzeige wegen illegalem Tun wie Littering. In anderen

Schweizer Städten, wie zum Beispiel St.Gallen, wurde von offizieller Seite ein wenig gedroht und die verweichlichte Jugend blieb zuhause, schnifft und rauchte Illegales und räkelte sich berauscht auf dem Sofa. Draussen wird es in zwischen frischer. Zudem ist Finanzkrise und Fussball. Und damit ist das Sommerloch definitiv überstanden. So darf sich Winterthur vielleicht eines Tages rühmen, dass der letzte Botellón der Schweiz in seinen Gassen stattgefunden hat.

Manuel Lehmann, 1974, ist Veranstalter im Kraftfeld Winterthur und im Vorstand des ArealVerein Lagerplatz.